

(Nachdruck verboten.)

Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

4.

Wenn Frau Gylling in ihrem Lehnstuhl unter der Uhr im Wohnzimmer saß und Besuch empfing, hatte sie die Angewohnheit, sich zurückzulehnen, die Hände und ihre kleine Handarbeit im Schoße, und in dieser Stellung ihre noch immer schönen blauen Augen auf eine bestimmte Person im Zimmer zu richten — mit ihren Gedanken so weit weg, daß es ihr oft schwierig erschien, sie wieder heimzurufen, wenn sich jemand mit einer Frage an sie wendete.

Eigentlich saß sie immer so, und in Wirklichkeit nahm sie aus Klugheit niemals teil an einer Unterhaltung, aber sie hatte eine eigene oratelhafte Art und Weise zu lächeln, wenn man sie fragte; sie konnte so tief sinnig die Abseln zuden und einen so vergeistigten Blick zu der Decke emporsenden, daß sie in dem Ruße stand, die geistreichste Frau des Landes zu sein.

So saß sie jetzt in einer späten Nachmittagsstunde im September da und betrachtete mütterlich nachsichtig einen großen, dunklen Sommerhut (eine förmliche Kalesche), innerhalb dessen sich ein längliches, wachsbleiches Gesicht mit zwei dunklen Augen und zwei sehr roten Lippen befand. Zu dieser selben Person gehörte eine große, schlanke Gestalt in einem strammgeschmürten Kleid aus graupunktierter Seide, sowie ein Spitzsonnenschirm, der während der Unterhaltung nervös auf der Spitze einer lackierten Zehenspitze hin und her gewiegt wurde. Das alles miteinander bildete eine junge Dame, ein Fräulein Drehling, Tochter des Geheimen Etatsrats Drehling, eines Jugendbekannten von Frau Gylling.

Es war die Zeit des Tages, zu der diejenigen von Frau Gyllings Bekannten, die nicht zu ihren Gefinnungsgeoffenen gehörten, sie zu besuchen pflegten. Am Vormittag oder zu der gewöhnlichen Visitenzeit konnte die Stube geradezu verpestet sein — wie es hieß — von Reichstagsbauern und Dorfpredigern und Hochschullehrern, die nach Wärten und Eigenlob und altem Tabak rochen, und deren zudringlicher Familiarität man sich schlecht erwehren konnte.

Gerade aus diesem Grunde hatte die junge Dame dieie Tageszeit für ihre Visite gewählt. Sie konnte nie die Tortur vergessen, die sie ausgestanden hatte, als sie bei einem früheren Besuch einem Seminaristen die Hand hatte geben und eine ausgerechte halbe Stunde die tief sinnigen Betrachtungen eines braven Pastors über den schwachen Magen seiner Frau hatte mit anhören müssen.

Aber diese Stube barg für sie noch andere Erinnerungen. Trotz ihres Abscheus vor dem Leben, das sich für gewöhnlich hier abspielte, fühlte sie sich beständig hierhergezogen, wie die Motte nach dem Licht. Die Hoffnung, eine gewisse Person zu treffen, die hier beheimatet war, überwand ihren Seminaristenfurchen. Und wie sie so da saß und ihren Sonnenschirm auf dem Fuße wiegte und vor lauter Nervosität den Mund laufen ließ, hatte sie im Augenblick für nichts anderes Gedanken, als zu lauschen, ob nicht aus den anderen Stuben bekannte Männer Schritte ertönten.

An dem einen der drei Fenster des Zimmers saß eine kleine ältliche Dame und strickte mit ein paar hölzernen Stricknadeln. Sie hatte ein einfaches schwarzes Kleid an, aus dem ein langer, runzeliger, eingefunktener Hals mit einem kleinen Affenkopf hervorragte, der unbeweglich über das Strickzeug gebeugt war. Sie nahm nicht teil an der Unterhaltung, und es lag überhaupt etwas Unbeteiligtes in der Art und Weise, wie sie schweigend darsaß und mit ihren geschäftigen Stricknadeln flapperte.

Und doch war die kleine Dame die Schwester der Frau des Hauses. Sie hieß Fräulein Rosalie und war ebenso unbeliebt wie Frau Gylling bewundert und geliebt war.

Noch eine vierte Person befand sich im Zimmer. Das war Boel. Sie hatte ihren Platz an dem Fenster, das am

entferntesten von der Eingangstür gelegen war, und sie hatte als Hintergrund eine Pflanzengruppe mit vielen hellroten Rosen, die ihre südliche Erscheinung vorzüglich kleideten. Auch sie selber war ziemlich aufgeputzt. Sie hatte zwei neue Kleider bekommen, und auf Frau Gyllings Anordnung war ihr blaueschwarzes Haar auf eine malerische Weise mit weißen seidnen Bändern aufgesteckt. Im übrigen fühlte sie sich noch ziemlich unfrei in ihrem Staat. Die Lederschuhe klemmten ihren Fuß ein, und der steife Strich am Halsausschnitt kratzte, sobald sie nur den Kopf drehte. Auch über ihre Stellung im Hause war sie sich noch nicht klar. Ein eigentliches Dienstmädchen war sie nicht, nur am Vormittage mußte sie Hausmädchendienste verrichten und die Tür öffnen. Am Nachmittage und am Abend dahingegen mußte sie angekleidet im Zimmer sitzen, um — wie Frau Gylling gesagt hatte — aufmerksam dem zu lauschen, was geredet wurde, und Nutzen daraus zu ziehen.

Aber trotz all ihrer Unsicherheit war sie unbeschreiblich glücklich. Wenn sie da hinten in ihrem Rosenversteck saß, verschlang sie mit erstaunten Augen und Ohren, was um sie her vorging, und das Leben erschien ihr so schön, und alle Menschen waren so wunderbar gut, daß ihr die Tränen in die Augen traten, wenn sie nur daran dachte.

Plötzlich ertönten muntere Stimmen draußen auf dem Vorplatz, und zwei elegante Damen wurden von der Haushälterin hereingelassen.

Die eine war eine spize junge Frau, die hastig, mit einem überlegenen Gruß, an der kleinen Dame am Fenster vorüberstrich, Frau Gylling aber, die sich halb erhoben hatte, herzlich begrüßte. Die andere hatte ihre Schleppe in der Tür festgeklemmt, kam aber gleich hinterdrein.

„Liebe Frau Gylling, wir kamen gerade vorüber, und da meinten wir —“

„Fräulein Drehling — Frau Holm und Frau Krarup,“ stellte Frau Gylling vor.

„Ach! Welch ein Vergnügen! — Und da meinten wir, wir müßten —“

„— doch einmal heraufkommen und Sie begrüßen,“ vollendete die andere, die ein wenig fetter war.

„Das war hübsch von Ihnen. Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Danke,“ sagten sie beide und wollten sich setzen.

Aber im selben Augenblick gewahrten sie Boel und blieben mit einem kleinen stammelnden Ausruf stehen, während die eine von ihnen eine Lorgnette vor die Augen hielt.

„Eine kleine Freundin vom Lande,“ erklärte Frau Gylling mit ihrem sanften Tonfall und nickte dabei freundlich zu Boel hinüber, die blutrot auf der Kante ihres Stuhls saß und nicht wußte, ob sie aufstehen oder sitzen bleiben sollte.

„Sie ist reizend!“ flüsterte die Dame mit der Lorgnette Frau Gylling zu.

„Na, ganz reizend!“ flüsterte auch die andere.

„Et!“ Frau Gylling hob warnend die Häkelnadel. „Nehmen Sie jetzt doch, bitte, Platz. Und lassen sie uns miteinander reden.“

Die beiden Damen setzten sich.

Fräulein Drehling aber benutzte die Gelegenheit, um sich zu verabschieden. Sie hatte über eine Stunde dagelesen und gab nun die Hoffnung auf, den zu sehen, um dessen willen sie gekommen war. In ihrer Bestimmtheit nahm sie sehr kurz Abschied. Die kleine Dame am Fenster erhielt nur ein Kopfnicken im Vorübergehen.

Es war jetzt auch die höchste Zeit, daß sie fortkam. Draußen auf dem Vorplatz begegnete sie einer neuen Gruppe von Besuchern, und diesmal gehörten sie Frau Gyllings „vollständlichem“ Freundeskreis an. Da war die Justizrätin Blomberg mit ihren beiden Töchtern, Fräulein Gidrun und Fräulein Vergliot. Sie hatte sie schon früher einmal hier getroffen und mußte deswegen stehen bleiben und ein paar Worte wechseln, wobei sie sich einer kleinen Umarmung von seiten der Justizrätin nicht erwehren konnte, die umherging und ihre Mitmenschen mit einem übertriebenen Bedürfnis, Liebe zu zeigen, beschäftigte. Auch die jüngste von den Töchtern, die zwanzigjährige Vergliot, die lockiges Haar hatte und deswegen für eine Schönheit galt, — näherte sich ihr mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit, wohingegen die

Ältere, die lang und dünn war wie ein Darm und wie eine Küsterfrau auf dem Lande gekleidet ging, feierlich an ihr vorüber schritt, einen mitleidsvollen Blick auf ihr seidenes Kleid werfend.

Endlich kam sie los und eilte die Treppe hinab. Ach, Knud! Knud! Wie kannst Du es doch nur unter diesen abscheulichen Menschen aushalten!

Der, den sie so verzweifelt anrief, war derselbe, auf den sie pochenden Herzens gewartet hatte, während sie bei Frau Gylling saß, nämlich deren Sohn, der cand. jur. Knud Gylling, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der nach langem Schwanken kürzlich die Hoffnungen erfüllt hatte, die seine Mutter in ihn gesetzt, indem er als Redner im volkstümlichen Geist aufgetreten war. Bei einem großen offiziellen Festessen zu Ehren eines der demokratischen Führer in der Hauptstadt hatte er als Wortführer eines Kreises von jungen Akademikern eine Rede auf den Bauer, „den Adel unserer Zeit“ gehalten, und seine Proclamation eines feierlichen Bundes, einer Verbrüderung zwischen dem „Arbeiter der Hand und des Geistes“ hatte nicht nur einen ungeheuren Jubel bei dem Fest selbst hervorgerufen, sondern war auch hinterher in allen Zeitungen des Landes wiedergegeben und als „ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit“ bezeichnet worden.

Fräulein Drehling war verzweifelt gewesen an dem Morgen, als sie das Festreferat in der Zeitung las. Sie hatte sich in seinem Geiste geschämt. Sie kannte ihn seit ihrer Kindheit und wußte, wie er immer, ja noch bis ganz vor kurzem, über den Umgangskreis der Mutter gespottet und sich über die ganze Bewegung lustig gemacht hatte. Sie hatte in der letzten Zeit ihren ganzen Einfluß angewandt, um ihn abzuhalten, „Partei zu ergreifen“ — wie er sich mit einem Achselzucken ausdrückte — dazu war er noch gar nicht reif. Aber die Macht der Mutter über ihn war zu groß gewesen. Er war nun einmal eine weiche Natur, und nur denen gegenüber hart, die sich ihm gegenüber schwach zeigten.

Und doch konnte sie nicht lassen, ihn lieb zu haben. Ja, es war beinahe, als liebe sie ihn jetzt inniger, nachdem er ihr diesen großen Kummer bereitet hatte. — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Jackett.

Von Paul Desclaux. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Joseph John.

Vor dem Friedensrichter des XVI. Arrondissements.

Im Saal herrscht eine wahre Treibhausatmosphäre. Der Friedensrichter trocknet sich unablässig seinen von der Hitze geröteten, kahlen Schädel. — Der von der Mutter Natur mit einem stattlichen Bauch begabene Gerichtsschreiber scheint in seinem Fett zu schmoren. — Der diensttuende Polizeibeamte, der in seiner viel zu engen, unbequemen Uniform Tantalusqualen leidet, hat sich aus offene Fenster gestellt, durch das ein wenig frische Luft eindringt, und atmet geräuschvoll, mit halb offenem Munde, wie ein Fisch auf dem Trocknen. — Nur der Gerichtsdiener, dünn und lang wie ein wandelndes Ausrufungszeichen, scheint sich in dieser Atmosphäre behaglich zu fühlen.

„Dargognier wider Madal!“ schreit der Gerichtsdiener.

„Zur Stelle!“ antwortet ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit vollem, rotem Gesicht, und nähert sich dem Zeugentisch. Unter dem Arm hält er ein sorgsam in schwarze Wachseleumwand gehülltes Palet.

„Hier! hier!“ schreit gleichzeitig mit heiserer Stimme ein großes, rotthaariges Individuum und tritt, einen billigen Strohhut zwischen den Fingern drehend, ebenfalls an den Zeugentisch.

Der Friedensrichter: „Also worum handelt es sich, meine Herren?“

Dargognier und Madal (gleichzeitig): „Um folgendes, Herr Richter.“

Der Friedensrichter: „Bitte, meine Herren, einer nach dem andern! Wer ist der Kläger?“

Dargognier und Madal (gleichzeitig): „Ich, Herr Richter!“

Der Friedensrichter (in den Akten blättern): „Bitte, nicht alle beide auf einmal! Kläger ist Herr Dargognier.“

Dargognier: „Zu dienen!“

Madal: „Wie? Was? Und ich? Bin ich etwa nicht Kläger? Wozu schwitze ich denn zwei geschlagene Stunden in diesem Kasten? Berzeihung, Herr Richter, ich bin auch Kläger und ich bestehe auf meinem Recht und zwar ganz energisch!“

Der Friedensrichter: Sie sind also Madal?“

Madal: Nikolaus Viktor Madal, jawohl, Herr Richter.“

Der Friedensrichter: „Schön! Sie sind der Beklagte. Schweigen Sie jetzt und lassen Sie Ihren Gegner sprechen!“

Madal: „Ja, aber —“

Der Friedensrichter: „Schweigen Sie!“

Madal: „Es gibt keine Gerechtigkeit mehr!“

Der Friedensrichter: „So schweigen Sie doch! Sie werden nachher sprechen.“

Madal: „Schön! Schön! Ich bin ja schon ganz still!“

Der Friedensrichter: „Dargognier, Sie haben das Wort! Was verlangen Sie von Madal?“

Dargognier: „Herr Richter, ich verlange von ihm 8 Frank 50 Centimes für Reinigung und Ausbesserung eines Jacketts.“

Madal: „Nicht eine Centime bezahle ich!“

Dargognier: „Solch eine Unverschämtheit!“

Madal: „Na, was Unverschämtheit betrifft, da seien Sie nur ganz still!“

Dargognier: „Oh!“

Madal: „Stellen Sie sich vor, Herr Richter: er hat mir mein Jackett total verdorben! Ich kann's nicht mehr anziehen! — Ich bin nobel. Ich verlange keinen Schadenersatz, obwohl ich's sehr gut könnte. Er soll mich bloß in Frieden lassen, weiter nichts!“ (Lachen im Publikum.)

Der Friedensrichter: „Ich bitte um Ruhe oder ich lasse das Auditorium räumen! — Also, Dargognier, Sie verlangen Bezahlung für Reparatur —“

Dargognier: „Und Reinigung, jawohl, Herr Richter!“

Der Friedensrichter: „Unterbrechen Sie mich nicht immer! — Madal behauptet, er sei Ihnen nichts schuldig?“

Madal: „Jawohl, das behaupte ich!“

Der Friedensrichter: „Wollen Sie schweigen! — Also, Dargognier, begründen Sie Ihre Ansprüche! Sie sind Schneider?“

Madal: „Portier ist er! Rue d'Alsia 21.“

Dargognier: „Das auch. Aber das schadet doch nichts? Es gibt viele Schneider, die gleichzeitig Portiers sind. Warum sollte ich nicht auch —“

Der Friedensrichter: „Ja, das sehe ich ebenfalls nicht ein. Fahren Sie fort!“

Dargognier: „Anfang vorigen Monats kommt der Herr zu mir und sagt: ‚Befehlen Sie sich mal dieses Jackett!‘ sagt er. ‚Können Sie es mir reinigen und ausbessern? Es fehlen neue Knöpfe, neue Borte, und dann muß es fein aufgebügelt werden. Ich brauche es Sonnabend, um nach Trouville zu fahren.‘ „Schön!“ antworte ich. ‚Sie sollen Ihr Jackett am Sonnabend haben. Die Geschichte wird zehn Frank kosten.‘ Da beginnt der Herr zu handeln, zu handeln — na, ich sage weiter nichts! Ich bestehe auf meinem Preis. Wissen Sie, das Jackett war so schmutzig, daß man es am liebsten mit der Zunge angefaßt hätte!“ (Lachen im Publikum.)

Madal: „Na, nun hören Sie aber auf, Sie alter Schwindler! Mein Jackett soll schmutzig gewesen sein? Noch schöner! Ein wenig abgetragen war's, weiter nichts!“

Dargognier: „Abgetragen? Na, ich danke! Schmutzig war's, sehr schmutzig! Sehen Sie, Herr Richter, ich bin bloß ein kleiner Fälschneider, ich kriegen meistens solche schmutzigen Sachen in Arbeit: ich verstehe mich auf so etwas!“ (Lachen im Auditorium.)

Der Friedensrichter: „Zur Sache! Zur Sache!“

Dargognier: „Endlich einigen wir uns auf 8 Frank 50 Centimes. Ich unterziehe das Jackett einer gründlichen Reinigung und repariere es. Am nächsten Sonnabend kommt Herr Madal und ich lege ihm meine Arbeit vor. ‚Ausgezeichnet!‘ sagt er. ‚Nun ist es wieder wie neu!‘ sagt er. ‚Aber Sie haben eine zu schmale Borte genommen. (Zu Madal:) Stimmt das?“

Madal: „Ja, aber weiter!“

Dargognier: „Schön!“ sage ich. „Ich nähe Ihnen meinetwegen eine andere Borte an. In einer kleinen Stunde können Sie Ihr Jackett haben.“ „Ach!“ meint er. „Sie brauchen sich nicht zu beeilen. Ich fahre erst nächsten Sonnabend nach Trouville. Adieu!“ — Am nächsten Sonnabend ist die Borte tadellos, aber die Knöpfe sind ihm zu klein. (Lachen im Publikum.) Ich nähe andere Knöpfe an: den Sonnabend darauf findet er die Knöpfe zu groß! (Lachen.) Ich nähe zum dritten Male Knöpfe an und glaube, nun endlich erlöst zu sein. Ja, schöner Gedanke! Am nächsten Sonnabend kommt er wieder, probiert das Jackett an und macht mir einen Heidenkrach: „Was haben Sie mit meinem Jackett gemacht? Sie haben mir mein ganzes Jackett total verdorben! Behalten Sie Ihre Pflückerarbeit! Dafür zahle ich nicht eine Centime!“ Läuft hinaus und wirft die Tür zu, daß das ganze Haus zittert!“ (Lachen im Publikum.)

Madal: „Und mit Recht! Was würden Sie an meiner Stelle getan haben, Herr Richter?“

Der Friedensrichter: „Sie haben nicht das Wort! (zu Dargognier.) Haben Sie Madal nicht wiedergesehen?“

Dargognier: „Ja, einmal, Herr Richter. Ich ging zu ihm, um meine Arbeit abzuliefern und Bezahlung zu verlangen. Er hat mich schrecklich angebrüllt und rausgeworfen. Seitdem beginnt er jedesmal, wenn er mir auf der Straße begegnet, zu pfeifen und tut, als kenne er mich nicht. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als ihn zu verklagen. Sie werden nicht zugeben, Herr Richter, daß ein guter Bürger Frankreichs, ein pünktlicher

Steuerzahler und braver Familienvater um seinen sauer verdienten Lohn kommt. Ich lege meine Sache vertrauensvoll in Ihre Hände, Herr Richter! (Er schwingt das Paket, das er bisher unter dem Arm getragen hat.)

Der Friedensrichter: „Sind Sie fertig? (Dargognier nickt bejahend.) In dem Paket haben Sie das Jadett, nicht wahr? (Abermaliges Kopfnicken Dargogniers.) Schön! Wädeln Sie es aus und legen Sie es auf den Gerichtstisch! (Dargognier tut es.) Madal, was haben Sie zu erwidern?“

Madal: „Nicht viel, Herr Richter! Der gute Mann zerreißt sich hier den Mund um nichts und wieder nichts, und dabei will ich doch gar nichts von ihm haben! (Lachen im Auditorium.)“

Der Friedensrichter: „Es handelt sich nicht darum, ob Sie etwas von ihm haben wollen. Was haben Sie auf Dargogniers Klage zu erwidern?“

Madal: „Folgendes: Ich muß zuerst berichtigen: mein Jadett war ein hübsches abgetragen und nicht schmutzig, wie Kläger behauptet. Ich wollte es ausbessern und reinigen lassen, um es an den Sonnabenden zu benutzen, an denen ich nach Trouville fahre zu ein paar vornehmen Kunden. Ich brauchte das Jadett, um auf der Höhe zu sein. Ich bin nämlich Hühneraugenoperator, Herr Richter — (Lachen im Publikum) — jawohl, Hühneraugenoperator, Ihr Schafstößel! Und ein staatlich geprüfter noch dazu! Ich habe die Ehre gehabt, mehreren gekrönten Häuptern die Hühneraugen zu schneiden. Was gibt's da zu lachen. Verzeihung, Herr Richter, ich kann es nicht vertragen, daß man sich über mich lustig macht! — Also — um recht schick, recht elegant zu sein, ließ ich mein Jadett aufhängeln. Aber der Portier ist mit dem Jadett umgegangen wie ein Portier und nicht wie ein Schneider. (Lachen.) Jawohl, er hat mein Jadett repariert wie er seine Treppe segt. Er hat es total verdorben, so daß ich's nicht mehr tragen kann. Ich brauche ihm daher seine Arbeit nicht zu bezahlen. Mag er sich an dem Jadett schadlos halten! Ich will nichts mehr davon wissen!“

Der Friedensrichter: „Sie behaupten also, das Jadett passe ihnen nicht?“

Madal: „Jawohl, das behaupte ich.“

Der Friedensrichter: „Schön! Das wollen wir sehen! — Dargognier, geben Sie das Jadett her! Und Sie, Madal, ziehen Sie Ihren Rod aus!“

Madal: „Verzeihung, Herr Richter, das — das ist unmöglich! Ich — ich schäme mich zu sehr! Vor so viel Damen mich entkleiden?!“

Der Friedensrichter: „Ziehen Sie Ihren Rod aus! Die Damen werden Sie entschuldigen.“

Madal: „Aber ich — ich —. Es geht wirklich nicht, Herr Richter!“

Der Friedensrichter: „Das wollen wir einmal sehen!“

Madal protestiert noch eine Weile, schließlich aber gibt er doch nach. Er zieht seinen Rod aus, und Dargognier probiert ihm unter Assistenz des Gerichtsdieners das Jadett an. Das Publikum wälzt sich vor Lachen.

Der Friedensrichter: „Schön! Drehen Sie sich um, Madal! — Aber das Jadett sitzt ja tadellos — einfach tadellos!“

Dargognier (zum Publikum): „Sitzt es nicht fein?“

Stimmen aus dem Publikum: „Aber ja! — Großartig! — Wie angefallen!“

Der Friedensrichter: „Sie sehen, Madal, die Volkstimme hat gesprochen, und Sie kennen doch das Sprichwort: „Volkstimme — Gottes Stimme“. — Also zahlen Sie gutwillig die verlangten 8 Frank 50 Centimes nebst den Gerichtskosten, wenn Sie sich Weiterungen ersparen wollen!“

Madal (zählt und blickt wohlgefällig an sich herunter, während Dargognier die schwarze Wachseleumwand zusammenrollt): „Wahrhaftig das Jadett ist tollschick! Ich danke Ihnen, Herr Richter, daß Sie mir die Augen geöffnet haben. — Gott! ein Hühneraugenoperator, wissen Sie, sieht meist nicht höher als auf die Füße. — Na, Alter, deshalb keine Feindschaft! Darauf wollen wir eins trinken. Hier schmort man ja bei lebendigem Leibe. Adieu, die Herrschaften!“

Arm in Arm mit Dargognier verläßt er unter dem Gelächter des Publikums den Saal, während der Gerichtsdieners eine neue Sache aufruft. . . .

Kleines feuilleton.

— Die „gemigte“ Sprache. Ueber den deutsch-englischen Mischdialekt, wie er in den Vereinigten Staaten vielfach gesprochen wird, plaudert Ludwig Fulda in der „Neuen Freien Presse“: „In der Regel wird die Folge der fortgesetzten Zweisprachigkeit eine unbedeutende Vermengung sein, die, je nach Bildungsstufe und Selbstkontrolle, geringere oder größere Formen annimmt. Dem gelinderen kann überhaupt niemand sich entziehen. Man entdeckt sie bei jedem Schriftsteller, der längere Zeit im Auslande zubringt; allerlei Eigentümlichkeiten der Sprache, die ihn dort umgibt, schleichen sich in seinen Stil. Man entdeckt sie an sich selbst, wenn man nur ein paar Wochen auf fremdem Sprachgebiet weil. Ganz unwillkürlich fängt man an, mit Ausdrücken, die man so und so oft am Tage hört und anwendet, auch im Verkehr mit Landsleuten seine Rede zu wickeln. Mir ring es in Amerika nicht besser;

gar bald erlappte ich mich darauf, daß ich meine deutschen Freunde nach dem „Porter“ statt nach dem Träger, nach der „Car“ statt nach der Straßenbahn fragte. In den größeren und größten Formen aber artet diese unvermeidliche Erscheinung zu einem haarsträubenden Mischmasch aus, einem barbarischen Konglomerat aus beiden Idiomen zusammengebadet. Es gehört eine strenge Zucht für den Deutsch-Amerikaner dazu, um sich vor dieser „gemigten“ Sprache, wie man sie bezeichnenderweise nennt, zu schützen, und in einzelnen Wendungen fällt er ihr zuguterletzt doch anheim. So zum Beispiel vernimmt man auch von Gebildeten häufig: „Ich gleiche es“ als Uebersetzung von „I like it, es gefällt mir.“ Wiederholt wurde die Frage an mich gerichtet: „Gleichen Sie Amerika?“ Ein paar drastischere Proben der eigentlichen „Migerei“, frischweg aus dem Leben gegriffen, habe ich mir notiert: „Es amountet nicht so viel“ (to amount, betragen, sich belaufen). „Goldene Watschen“ (watch, Taschenuhr). „Ich habe last gefächigt“ (to catch cold, sich erkälten), oder gar: „Ich habe einen kalten gefangen.“ Wörtlicher Ausdruck eines Deutschen in Columbus Ohio: „Dann sind wir in die Bar 'gange und habe die Deisbag (dico box, Bierseidel) g'nomme und habe für die Drinks geschäklt (to shake, schütteln, würfeln) und er hat mich gebiet“ (to beat, schlagen). Aus der Predigt eines deutsch-amerikanischen Pfarrers: „Man könnte noch mehr schwätzen von der Gnade des Herrn, wenn's die Lungen nur ständen läten (to stand, aushalten). Ferner die Auskunft, die der Diener eines deutschen Universitätslehrers einem Besucher gab: „Der Herr Professor ist heute ganz besonders biffig (busy, beschäftigt) und konnte nicht länger stehn“ (to stay, bleiben, warten). In Cleveland ließ man mich Einsicht in einen Schulaufsatz nehmen, den ein zwölfjähriger Knabe über den Winter zu liefern hatte; hier einige Stellen daraus: „Winter ist die kalteste von alle vier Seasons wo man hat. Er fangt immer vor Christmas an und hört im Spring auf.“ „Wenn es sehr kalt ist, dann kann man in Parl stäten gehen, wenn man stätens (Schlittschu) hat.“ Einer ähnlichen Ausdrucksweise lassen die deutsch-amerikanischen Zeitungen regelmäßig eine stehende Figur sich bedienen, die in der Sonntagsnummer für die Erheiterung der Leser zu sorgen hat. —

ss. Neue Forschungen über die Metalle. Der Heidelberger Physiker Professor Quinde hat in seiner Eigenschaft als auswärtiges Mitglied der Londoner Royal Society dieser Gesellschaft eine wichtige Untersuchung überreicht, die sich mit dem Uebergang verschiedener Stoffe, namentlich der vielen Metalle, aus dem flüssigen in den festen Zustand beschäftigt. Diese Forschungen, deren Ergebnisse für die Metallurgie eine große Tragweite haben werden, sind die Fortsetzung früherer, die Quinde über die Bildung des Eisens und insbesondere des Gletscherornes ausgeführt hat. Der Gelehrte hat nämlich entdeckt, daß auch bei allen anderen Körpern ähnliche Erscheinungen eintreten, wie er sie beim Gefrieren des Wassers beobachtet hat. Alle Flüssigkeiten bilden wie das Wasser bei der Abkühlung schaumähnliche oder starartige Häute, die allerdings sehr dünn und sogar unsichtbar sein können, beim Vorgang des Frierens oder Täuens aber bemerkbar werden und bestimmte Gesetze befolgen. Die Oberfläche verfestigter Tropfen eines reinen geschmolzenen Metalls zeigen ein Netzwerk von geraden Linien oder von Kreisbogen oder Schaumwände mit eingebetteten linsenförmigen Massen. Das ist der Fall bei Gold, Silber, Platin, Palladium, Iridium, Indium, Kupfer, Zinn, Eisen, Nickel, Kobalt, Bismuth, Natrium, Kalium und Quecksilber. Ähnliche Erscheinungen sind auch an der Oberfläche verfestigter Tropfen von Schwefel und Selen zu beobachten, sogar auch an der Oberfläche von Kohlenstoff, der mittels eines elektrischen Bogens destilliert wird. Weitere Versuche haben Quinde zu der Einsicht geführt, daß jede Gestalt der Grenzflächen geschmolzener Metalle nicht als Kristallflächen, sondern als verfestigte Schaumwände zu betrachten sind, die, ebenso wie beim Gletscherorn des Eisens, andersgeartete Schaumzellen in sich schließen. Gerade wie nun die Gletscherkörner des Eisens durch Bersten solcher Schaumwände ineinanderlaufen und vergrößert werden, so entstehen auch in den Metallen, wenn sie nahe bis zum Schmelzpunkt erhitzt werden, größere Schaumzellen mit weniger Zwischenwänden. An künstlich geschliffenen oder angeätzten Flächen von reinem, geschmolzenem Metall lassen sich unter Vergrößerung diese Verhältnisse wohl erkennen. Quinde geht so weit, zu behaupten, daß geschmolzene Metalle bei der Abkühlung zuerst zu einer flüssigen und dann zu einer festen Gallerte werden, deren Inhalt auch bei Temperaturerhöhung dem Schmelzpunkt noch zähflüssig bleibt. Das Zusammenfließen zweier Metallstücke entspricht der Verschmelzung der Zellwände und ihres Inhalts an zwei Stellen dieser Gallerte oder auch der Wiedergefrierung des Eisens im Gletscher. Alle anderen natürlichen Stoffe scheinen sich ähnlich wie diese Metalle zu verhalten, indem sie beim Uebergang vom flüssigen zum festen Zustand für einen größeren oder geringeren Abstand von Temperaturgraden eine zähflüssige, gallertartige Beschaffenheit durchlaufen, die auf der beschriebenen Bildung eines schaumartigen Aufbaues beruht. Vielleicht das merkwürdigste Ergebnis der Quinideschen Forschung liegt darin, daß diese Schaumwände aus einem anderen Stoff bestehen als das übrige, allerdings nur in sehr geringen Mengen, die nur 1 Millionstel Prozent oder noch weniger ausmachen. Sie sind zu erklären aus dem Vorhandensein fremder Beimischungen, z. B. von Gasen, Kohlenstoff, Metallen, die sich spurenweise in allen Flüssigkeiten vorfinden. —

Theater.

Schiller-Theater O. Frau Jnger von Destrot; Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange. Ibsen war ein Sechszwanzigjähriger, als er, zu jener Zeit nordwegischer Patriot und romantischer Verehrer der Vorzeit, seine Frau Jnger schrieb. Die Aufführung in dem Theater von Bergen, für das man ihn mit der Verpflichtung, jährlich ein Stück zu liefern, als Dramaturgen engagiert hatte, brachte es zu keinem Erfolge; es dauerte lange, bis das Drama, von dem späteren Ruhme des Dichters getragen, bei anderen Bühnen des Landes Eingang fand. In Berlin hat man es Ende der 70er und der 80er Jahre mit einer Inszenierung der Frau Jnger versucht, aber ohne nachhaltige Wirkung, und auch die neue Vorstellung im Schiller-Theater, so viel künstlerischer Fleiß dahinter steht, so viel literarhistorisches Interesse sie beanspruchen mag, wird schwerlich eine dauernde Einbürgerung des Werkes in das Repertoire zur Folge haben. Mit dem um ein Jahrzehnt jüngeren „Aronprätendenten“, dem letzten und bekanntesten von Ibsens nordwegischen Heldendramen, dessen tiefe Poesie neuerdings erst in einer der besten Aufführungen der Reinhardt-Bühne vollgültigen Ausdruck fand, kann sich dies ältere Schauspiel in keiner Weise messen. Es fehlt die Einfachheit der Linien, die innige Durchleuchtung des Historischen durch den poetischen Gedanken, die in einer aufsteigenden Reihe von Bildern sich entfaltende Plastik der Idee. Von der wunderbaren Kompositionskunst, zu der Ibsens Genie im Lauf der Jahre herangereift, die zusammen mit der in dunkelste Verborgenenheiten hinabtauchenden Charakteristik seinen Meisterwerken das entscheidende Gepräge aufgedrückt hat, zeigt sich in der jugendlichen Schöpfung noch keine andeutende Spur. Wie er in seinem ersten modernen Profadrama, dem satirischen Lustspiel „Der Bund der Jugend“, nach französischem Vorbild unbedenklich zu höchst verwickelten Intrigen und Zufälligkeiten seine Zuflucht nimmt, um die Bewegung im Gang zu halten, schlägt er hier in der Tragödie noch unbedenklicher die Fäden so mannigfaltig und so willkürlich durcheinander, daß schließlich alle Klare Anschauung in dem Gewirre sich kreuzender Anschläge und Abenteurer verloren geht. Was er später so virtuos als Nebel stücker dramatischer Wirkungen handhabt, daß er im Lauf der Handlung ein Vergangenes sich mächtig enthüllen läßt, von dem ein Licht fällt auf das am Anfang erst Stückweis verständliche rätselvolle Verhalten der agierenden Personen — dieses Hinauszögern der letzten erklärenden psychologischen Momente findet sich bereits in diesem Drama, aber — kunstlos angewandt und darum eher störend als die Wirkung steigend. Der Sinn wird bei der Unklarheit der Ereignisse nicht auf das Geheimnis im Leben der Frau Jnger konzentriert, man vergißt es halb und halb, und als die Lösung in den letzten Akten kommt, als wir erfahren, warum Frau Jnger, die als junges Mädchen der nordwegischen Freiheit zugeschworen, nun haltlos zwischen ihrem Volke und den dänischen Unterdrückern hin und her schwankt, gleitet die Enthüllung ohne unmittelbar-legenden Nachhall vorüber. Die komplizierten Verhältnisse der Haupt- und Staatsaktion, mit denen ihr persönliches Schicksal sich verwebt, sind so breit ausgesponnen, daß — was nach Ibsens Absicht jedenfalls das seelische Zentrum des Werkes hatte werden sollen — die Mutterfrage und den Sohn als das Motiv, das Frau Jnger der Sache ihres Volkes untreu werden läßt, nicht zu vollem, wahrhaft individualisierendem Ausdruck kommt. Schon die seltsame Weitaufgierigkeit der Voraussetzungen, daß man das Kind, das sie heimlich dem Landfremden Sture geboren, als Geißel, um einen Druck auf ihr Verhalten auszuüben, vor ihr verborgen hält, steht dem im Wege; noch mehr die wirren Ränke der streitenden Parteien, die sich um die Person des Jünglings entspinnen. In den mittleren Partien tritt die Figur der Mutter gänzlich hinter die ihres Widerparts, des glänzenden arglistig geschmeidigen dänischen Abgesandten Nils Lyffe zurück, der vor Jahren ihre jüngste Tochter in Schande und Tod getrieben und mit falschen Liebeschwüren nun die ältere, die stolze Elise, umgarnet. Mehr überraschend als erschütternd wirkt das tragische Ende. Frau Jnger, die Alles hingeben wollte für den geliebten unbekanntem Sohn, wird in wilder Ehrsucht seine Mörderin. Nils Lyffe, der den mit geheimer Botschaft nach Destrot gefandten Jüngling abgefangen, führt ihn der Mutter vor; sie glaubt, der Fremde sei ein ehelicher Sohn ihres Geliebten, und läßt ihn, um die Bahn zur Königskrone für den von ihr Geborenen frei zu machen, töten. Schauernd erkennt sie in dem Gemordeten ihr eigen Fleisch und Blut.

Mit markig kraftvoller Stimme sprach Anna Feldhammer die Heldin, wenn auch in Mäße und Bewegung das Königliche, das die Figur umfließt, die Ueberlegenheit, auf welche Frau Jngers Macht sich gründet, nicht so wie man hätte wünschen mögen, überall zur Erscheinung kam. Conrad Wiene brachte die Rolle des einfältig vertrauensseligen Sohnes, Rosa König die der stolzen Elise in angemessener Weise zur Darstellung. Die abgerundete Gestalt war Pateggs nordwegischer Krieger und vor allem der vorzüglich durchgeführte Nils Lyffe von Alwin Reuß.

Kunst.

e. s. Auf dem Floraplatz im Tiergarten ist eine vergrößerte Nachbildung der Amazone von Duailon zur Auf-

stellung gelangt. Man wird also künftighin, wenn man von Tiergartenplastik redet, die schon ein typischer Begriff geworden ist, eine Einschränkung machen müssen. Denn von diesem Werke darf man nicht verächtlich reden, es ist ein Kunstwerk, das an erster Stelle erwähnt werden muß, wenn man von der Plastik der Gegenwart redet. — Die vergrößerte Nachbildung läßt alle Teile des Werkes erhöht zur Geltung kommen und zeigt die Schönheit der Verhältnisse in noch glänzenderem Licht. Man geht um das Standbild herum — der entfernt herumführende Umkreis begünstigt den Ueberblick — und ist immer von neuem erstaunt über die Vollendung der Durchbildung. Wie lebendig ist das Pferd im Muskelgefüge hingestellt (seitliche Ansicht)! Wie natürlich geht die Bewegung des Halses und Kopfes des Tieres mit der Haltung der Sitzenden zusammen (Vorderansicht)! Dann die schöne Linie des Körpers der Amazone, deren Hand sich auf das Pferd aufstützt (Ansicht von der anderen Seite). Und die Rückenansicht mit der vollendet schönen Rückenbildung der Figur, die durch den Fall des Gewandes noch deutlicher gemacht wird. — Der schöne Platz erhält durch die edle Ruhe dieses Standbildes, diese ganz unvergleichliche Schönheit in den Verhältnissen der Massen den Sammelpunkt. Begünstigt wird dieser Eindruck durch die Anlage, die wenigen Blumenbeete an dem einfachen Sodel, dann weite Rasenflächen im Kreis, so daß immer das Große in der Ansicht gewahrt ist. Und schön schließt der Umkreis der hochstrebenden Bäume, der wie ein hoher Wall das Standbild umgrenzt, die ganze Anlage ab. — Das Werk dieses „Kunststeinhüblers“ also — denn Duailon gehört der Sezession an — rettet die Ehre der Denkmalsplastik im Tiergarten. —

Humoristisches.

Ein Tiefbetrübter. Eine Leserin erzählt der „Täglichen Abend“ folgenden Geschichten: Vorigen Sonntag trafen wir auf dem Friedhofe einen alten Mann an einem schon halb verfallenen Grabe bitterlich weinend. Nach drei Stunden kamen wir an derselben Stelle vorüber, und noch immer sah dort der Alte in derselben trostlosen Verfassung. Voller Teilnahme trat mein Bruder hinzu und versuchte zu trösten. Unwirksam wurde er zurückgewiesen. Erst dann hörte der Alte auf zu jammern, als er von meinem Bruder aufgefordert wurde, mit uns ein Glas Bier in der nahen Wirtschaft zu trinken. Auf dem Wege dahin wurde er zutraulich und sagte: „Nun will ich Ihnen auch anvertrauen, wer in dem Grabe liegt (heimlichvoll): Meiner Frau ihr erster Mann. Und wäre der nicht gestorben, dann hätte sich mir der Drache nicht an den Hals gehängt! Und wenn ich es gar nicht aushalten kann, dann gehe ich an sein Grab und weine mich satt!“ —

Notizen.

— Die Erstaufführung von Shakespeares „Wintermärchen“ im Deutschen Theater findet am 15. September statt. —

— Ein Schauspielerheim. Die schwedische Sängerin Christine Nilsson will ihr Schloß Baerje in ein Asyl für schwedische Schauspieler umwandeln. —

— Nürnberger Ausstellung. Seit dem 1. September berechnen alle bei einer bayerisch-reichsrheinischen Staatseisenbahnstation nach Nürnberg gelösten einfachen Fahrkarten zugleich zur freien Rückfahrt innerhalb von 10 Tagen, wenn die Karten in der Ausstellung abgestempelt werden. —

i. Ein „Krankenhaus für Pflanzen“ ist in der Nähe von Washington errichtet worden. Es sind dort, wie der „Kosmos“ berichtet, eingehende Studien über die Krankheiten der Obstbäume, der Gemüse und anderer Pflanzen gemacht worden, und man hat den Einfluß von Borax, Morphium, Antiphrin und anderen in der modernen Heilkunde gebräuchlichen Mitteln auf den Pflanzenorganismus zu erforschen gesucht. Im Pflanzenspital von Washington haben die Sachverständigen, abgesehen von den parasitären Erkrankungen, 500 verschiedene Pflanzenkrankheiten festgestellt.

— Nordamerika umschiff. Nach einer Kopenhagener Meldung ist dort ein Telegramm aus Rom e an der Veringstraße in Alaska eingetroffen, wonach das Schiff der nordwegischen Polar-Expedition Gjøa in Rom angekommen ist. Die Nordwestpassage ist durchgeföhrt worden. Damit ist der Gjøa-Expedition die Lösung einer der schwierigsten und am heißesten umstrittenen Aufgaben auf dem Gebiete der Nordpolarforschung gelungen. —

— 50000 Kilogramm Eis liefert jährlich der große Vossungletscher am Montblanc einem Pächter, der das Eis nach Lyon verschickt. In einer Höhe von 1200 Meter wird der Gletscher angebohrt und mit Schießpulver gesprengt. —

— Gehaltserhöhungen. Nach dem „Oberl. Boten“ wurde in einer Gemeinde des Röracher Bezirks (Baden) das Gehalt des Ratschreibers um 14 (vierzehn), das des Gemeindevorstandes um 43 (dreißig), das des Gemeindevorstandes um 42 (zweiundvierzig) — Pfennige erhöht. Und zwar — jährlich! — Der Jubel der Begünstigten soll unbeschreiblich gewesen sein. —